

Nr. 260. Bromberg, den 28. November 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von R. R. G. Browne.

(Urheberschutz für Georg Müller Verlag, München.)

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zweites Kapitel.

Fahrende Ritterschaft à la mode.

Das lange, niedere, rote Auto schlängelte sich durch den Verkehr von Piccadilly in den von Knightsbridge. Es war einer jener Wagen, die wie eine schlechte Zigarre aussehen, mit der Schnelligkeit eines Lichtstrahles fahren und ungefähr zehn Schilling per englische Meile verbrauchen. In dem winzigen Sitz zusammengekauert, das riesige Lenkrad umklammernd, saß Sir Michael Fairlie, der sechste Baron in der Ahnenfolge, den Hut bis über die Augen herabgezogen und das braune Antlitz von dem Ausdruck höchster Befriedigung erfüllt. Denn vor allem betete Mike Geschwindigkeit an.

Bei den meisten Leuten ist der Ankauf eines Autos eine Angelegenheit, die Monate dauert und die mühevolle Untersuchung von hundert wichtigen Punkten erfordert. Mike fing die Sache ganz anders an, indem er einfach Great Portland Street hinabging und das erste Auto kaufte, das ihm in die Augen stach und nach genauer Untersuchung alle seine mechanischen Erfordernisse, die strenge und zahlreich waren, erfüllte. Nun fuhr er mit einem großen Umweg und einer Geschwindigkeit, die seinen Onkel entsetzt haben würde, nach Putney heim.

Während er so dahinfuhr, weilten seine Gedanken bei dem Heim seiner Ahnen und der Arbeit, die ihn dort erwartete. Lady Fairlie schien seiner Einsetzung als einer Art Wohltäter des Kreises mit Ungeduld entgegenzusehen. In dem Brief, in dem sie ihm (ohne Ausdruck des Bedauerns) das Ableben ihres Gatten mitteilte, hatte sie bewegt von erwartungsvollen Pächtern und Gutsinsassen, von großen Empfangsfestlichkeiten und Ähnlichem geschrieben, es kam auch eine grauenerweckende Anspielung vor auf einen Willkommensbogen mit einem Chor von Schulkindern unter Führung des Vikars. Offenbar hatte sie es als selbstverständlich angenommen, daß das Pflichtgefühl ihres Neffen ihn dazu bewegen würde, seine Farm zu verlassen und seinen neuen Pflichtenkreis mit dem vollen Verständnis seiner Verantwortung anzutreten; was Mike ja auch getan hatte, wenn auch nicht so sehr aus Pflichtgefühl, sondern mehr aus Neugierde, um zu sehen, wie er sich als Baron mit einem Einkommen von fünfzehntausend Pfund jährlich fühlen würde. Da er aber ein einfaches Gemüt war und die letzten zwölf Jahre nicht die richtige Vorbereitung auf den ganzen gesellschaftlichen Wirbel waren, fühlte er entschiedene Besorgnis.

Nichtsdestoweniger gab es Kompensationen. Mike war seiner Tante aufrichtig zugetan und hatte ihr heroisches Ertragen dieses Gatten, der eine wahre Pest war, immer sehr bewundert. Sobald einmal die fürchterliche Einleitung vorüber war, konnte das Leben in King's Fortune ganz angenehm werden. Es würde vor allem Pferde dort geben. Und Hunde. Und schließlich konnte ihn niemand hindern, nach Kanada zurückzukehren, falls es ihn gut dünkte.

„Könnte schlimmer sein“, sagte sich Mike.

Nach dieser philosophischen Erwägung schaltete er Höchstgeschwindigkeit und flog in einem Tempo über die Hammersmith-Brücke, das einem dicken Bürger wilde Flüche entlockte; er war der Vernichtung um die Breite eines Westenknopfes entgangen.

Die meisten von uns sind mit wenigstens einem Talent gesegnet, sei es auch noch so bescheiden. Einige können nicht nur richtig, sondern auch in verschiedenen Sprachen singen; manche schwingen ein meisterhaftes Tanzbein, andere können mit den Zehengelenken knacken, oder in freien Rhythmen dichten oder mit Kartenkunststücken wirkliches Geld verdienen. Es geht sogar das Gerücht, daß es einige wenige gibt, die ihr Einkommensteuerbekenntnis ohne die Hilfe eines privilegierten Buchhalters zuwege bringen — doch dies ist unwahrscheinlich. Aber was immer es sein mag, eine Sache gibt es gewöhnlich, die wir besser können als der Nächste, und wir unterlassen auch nicht, es diesem Nächsten zu hören zu geben.

Mike konnte ein Auto führen. Unter seinen Händen wurde der hochrote Schrecken ein lebendes Ding, ein dämonisches Wesen, das zu fürchten und meiden war. Es schwankend und auf zwei Rädern eine Ecke nehmen zu sehen, hieß, sich der wahren Kunst der Fortbewegung bewußt zu werden. Wenn man dann die Bemerkungen der Fußgänger, die aus purem Glück am Leben geblieben waren, hörte, ging einem das Verständnis für die Unzulänglichkeit der englischen Sprache auf. Mike hatte nicht länger als zwei Minuten am Lenkrad gesessen, als es offenbar wurde, daß, wenn einer, er den Befähigungsnachweis zum Fahren erbringen konnte.

Das rote Auto flog wie ein Wirbelsturm die Straße entlang. Ein Vorort gab ihn mit einem Seufzer der Erleichterung dem andern weiter. Alle flogen an den roten Rädern vorbei, wie Gras unter der Sense. Hinter ihm blieb die Straße von wütenden Polizeimännern besetzt, die eifrig Notizen machten.

Mehr einem allerdings spät auftretenden Instinkte, als den Landesgesetzen gehorchend, mäßigte Mike seine Geschwindigkeit, als er jetzt in den Richmond-Park einlenkte. Ein paar hundert Meter hinter dem Tore hielt er an, streckte sich mit einem frohen Lächeln und griff nach seinem Zigarettenetui. Aber es blieb in seiner Tasche, denn diesen Augenblick ersah die Vorsehung, ihn auf Mr. Samuel Weinberg und das Mädchen in Grau aufmerksam zu machen.

Mr. Samuel Weinberg war von Beruf Schneider und hatte die Instinkte eines Don Juan. Er war ein sehr guter Schneider, aber in keiner anderen Beziehung konnte er auch nur im geringsten wünschenswert erscheinen. Er war ein kleiner, dicker junger Mann mit hervorquellenden Augen, abstehenden Ohren, einer weit ausladenden Nase und hatte eine betrübliche Schwäche für auffallende Krawattennadeln und schlechte Zigarren. An den meisten Wochentagen arbeitete er mit Nadel, Bügeleisen und Nähmaschine und verdiente, wie er selbst sagte, „ein schönes Geld“, wofür er sich, um ihn weiter zu zitieren, „wie ein Lord kleidete“. An freien Tagen pflegte er auf Liebesabenteuer auszuziehen, die er in Oxford Street oder Hyde Park mit Leichtigkeit fand, denn diese Orte wimmeln ja von Mr. Weinbergs und ihresgleichen und den Damen ihrer Wahl. Da er gute Berichte über die Jagdgründe Richmonds erhalten hatte, war er heute dort hinausgefahren und machte nun den Park unsicher.

Mr. Weinberg war eben im Begriffe umzukehren, denn er liebte die freien Plätze nicht, sondern zog das Innere der Kinos oder der Omnibusse vor, als sein umherschweifendes, vorstehendes Auge auf ein Mädchen fiel, das auf einem harten grünen Stuhl nicht weit entfernt saß. Ein schlankes blondes Mädchen in Grau. Nach sorgfältiger Betrachtung fand sie Mr. Weinberg seines Interesses wert und begann sofort seinen Feldzug.

Er schlenderte wie von ungefähr an ihr vorbei und

hustete. Da dies ganz unbeachtet blieb, wiederholte er das Manöver — mit dem gleichen Resultat. Etwas ärgerlich über diesen Mangel an Beobachtungsgabe, beschloß Mr. Weinberg zu kühneren Maßregeln. Als er zum dritten Male an seiner Bank vorüberging, ließ er seinen Stock gerade auf ihren Fuß fallen und bückte sich, ihn aufzuheben, ein Manöver, das im Hyde Park noch niemals seinen Zweck verfehlt hatte. Das Mädchen in Grau zeigte jedoch eine betrübliche Unwissenheit des üblichen Benehmens in solcher Lage. Weder kicherte sie, noch machte sie eine Bemerkung in die Luft, daß manche Leute wirklich eine Stirn haben! Sie blickte nur auf und betrachtete Mr. Weinberg, als sei er ein recht abstoßendes Insekt.

„Tut mir sehr leid", sagte Mr. Weinberg und lüftete nachlässig den Hut. Das Mädchen nickte kurz und schaute weg. Aber der nicht zu dämpfende Mr. Weinberg setzte sich auf den Stuhl neben dem ihren. Das Mädchen blickte umher und ließ jetzt keinen Zweifel übrig, daß Mr. Weinberg ein Insekt sei.

„Schöner Morgen" begann er die Unterhaltung.

Das Mädchen stand auf und ging weg. Augenblicklich war der Unwiderstehliche an ihrer Seite.

„Wohin gehen Sie, mein Fräulein?" fragte er.

„Wollen Sie nicht gehen, bitte?" sagte das Mädchen im eisigen Ton. Aber es schien, daß Mr. Weinberg sich am Eise wohlfühlte.

„O, wozu so eilig? Wie wär's mit einem kleinen Imbiß?"

Sie schien einen Augenblick zu überlegen, ob sie ihn nicht mit ihrem Schirm niederschlagen könne, überlegte es sich aber und sah sich etwas hilflos um. Ein paar Schritte entfernt bemerkte sie ein langes, niederes, hochrotes Auto von äußerster Häßlichkeit, in dem ein junger Mann in einem grauen Anzug saß und mit großem Interesse Mr. Weinbergs Galanterien zu verfolgen schien. Als ihr Blick auf ihn fiel, schwang er sich von seinem Sitz herunter und kam mit großen Schritten auf sie zu.

Mr. Weinberg wurde bei seinem Anblick von einer leisen Unruhe erfaßt, doch hielt er den Posten noch.

„Nun wohl," sagte er eilfertig, „was ist's? Sicher —"

„Belästigt Sie dieses Ding?" sprach eine Stimme über seinen Kopf hinweg.

„Ja," sagte das Mädchen ganz deutlich, „sehr."

Der junge Mann hob eine umfangreiche Hand und klopfte Mr. Weinberg damit sanft auf die Schulter.

„Verduften Sie!" sprach er.

„Wa—was?" sagte Mr. Weinberg.

„Sie sind uns lieber, wenn Sie nicht hier sind, Sie grauslicher kleiner Wurm," erklärte der junge Mann, „und selbst dann sind Sie uns nicht sehr lieb."

„Oho", wandte Mr. Weinberg schwach ein.

„Wenn ich Sie wäre," sagte der große junge Mann, „würde ich mich ohne Säumen in die Büsche schlagen."

Im innersten Herzen hegte Mr. Weinberg nur den Wunsch, diesem Begehren rasch nachzukommen, aber es widerstrebte ihm, in Gegenwart einer Dame so einen schmählichen Rückzug anzutreten. Er setzte eine herausfordernde Miene auf.

„Was stellen Sie sich vor?" fragte er wütend. „Sich da hineinzumischen! Fahren Sie ab, ja!" Er setzte ein wildes Gesicht auf, das aber plötzlich verschwand, als der junge Mann den Arm ausstreckte, ihn beim Kragen nahm und ihn ohne sichtliche Anstrengung ein Dutzend Schritte weiter trug, wo er ihn wieder auf die Füße stellte. Mr. Weinberg sank das Herz sehr weit herunter.

„Nun, Sie Ratte", sprach der junge Mann freundlich. „Mir gefällt weder Ihr Gesicht, noch Ihre Manier oder sonst etwas an Ihnen. Leider ist das Einzige, was ich ändern kann, Ihr Gesicht."

Mr. Weinbergs Herz sank immer tiefer. Er wußte mit Boxen Bescheid, denn er war ein regelmäßiger Zuschauer dieser Darbietungen, aber er selbst war kein begeisterter Kämpfer, am allerwenigsten mit großen jungen Männern, die aus Gummi und Stahl zu bestehen schienen. Er begann sich nach seinem trauten Heim zu sehnen.

„Es würde nicht lange brauchen", sagte der junge Mann eben, „und könnte nur verbessert werden dadurch."

„Wer zum Teufel", sagte Mr. Weinberg so ingrimmig, als es ein gewisses Schwächegefühl in den Knien zuließ, „hat Sie gebeten, sich einzumischen?"

„Ach, gehen Sie weg!" sagte der junge Mann und hob die rechte Hand rasch bis zur Höhe seines Ohres. Mr. Weinberg, der das für die Einleitung zu einem Angriff hielt, kreischte laut auf und schlug blind zu. Der Schlag traf die Brust des jungen Mannes mit der Heftigkeit einer fallenden Schneeflocke.

„Ho!" bemerkte er vergnügt, „ich dachte, Sie würden mir nie den Gefallen tun! Ich muß Sie aufmerksam machen, daß ich jetzt nur in Selbstverteidigung handle."

Der Damenfreund wandte sich nun angsterfüllt zur Flucht, spürte aber, wie er beim Kragen genommen und ihm sein Stock entnommen wurde, hörte diesen dann durch die Luft pfeifen und fühlte ein arges Weh in den südlichen Gegenden seines Rückens. Dreimal sauste der Stock; dann wurde Mr. Weinberg, ein stammelndes Häufchen Unglück, auf die Füße gestellt und durch einen kräftigen Tritt in die Fortsetzung des Rückens auf den Heimweg befördert.

„Uff!" sagte Mr. Weinberg und fing unwillkürlich zu traben an.

Mike wandte sich nun zu dem Mädchen in Grau, das mit einem leisen Lächeln das Werk der strafenden Gerechtigkeit beobachtet hatte.

„Danke", sagte sie.

„Oh — bitte!" entgegnete Mike. Worauf eine Pause entstand. Denn zum erstenmal in seinem Leben konnte Sir Michael Fairlie keine Worte finden, und zwar mit gutem Grunde.

Die meisten Männer, wenn sie sich verlieben, tun dies in der Art eines zaghaften Patienten auf dem Wege zum Zahnarzt, während andere es mit dem Schwung eines vom Dache fallenden Mannes angehen. Zu diesen letzteren gehörte ganz entschieden Mike Fairlie. Bis jetzt hatte er mit Mädchen wenig anzufangen gewußt und es nur als belästigend empfunden, daß man ihnen zuhören mußte, wenn sie schwätzten. Die Idee, eine von ihnen zu heiraten, war ihm nie im entferntesten gekommen, wenn ihm auch eine dunkle Ahnung sagte, daß er es eines Tages werde tun müssen. Wenn aber ein solcher Jüngling sich verliebt, dann geschieht es mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gründlichkeit. Den einen Augenblick ist sein Herz noch gänzlich frei und voll höflicher Gleichgültigkeit gegen alles, was Röcke trägt und im nächsten hat es ihn schon bis über die Ohren.

Also geschah es Mike jetzt. Er verstand noch nicht, was ihm geschehen sei, er wußte nur, daß dieses Mädchen ganz einzig sei und daß er sie nicht aus seinem Leben entschwinden lassen durfte, ohne den Versuch zu machen, sie zu halten. Er fühlte sich so leicht und froh, daß er am liebsten gesungen hätte, nur seine Hände schienen ihm außergewöhnlich groß und feucht. Er stand da, starrte sie an und suchte nach Worten. Sein Gemütszustand hatte in der Tat triftige Entschuldigungsgründe für sich. Nach dem Mädchen, das sich seinen Skalp so rasch angeeignet hatte, hätten sich unter hundert Männern neunundneunzig — falls sie sich nicht in Gesellschaft ihrer Gattinnen befänden — umgedreht, um ihren Anblick nochmals zu genießen. Sie war zwar nicht groß, aber schlank und graziös. Ihr Haar hatte die Farbe des reifen Kornes, wenn die Sonne darauf scheint; ihre Augen waren grau wie das Meer an einem Herbsttag; ihre Nase war kurz und gerade und sah unabhängig aus. Ihr Mund — nun, der war so, wie eben ein Mund sein soll, zugleich fest und zart und voll heimlichen Humors. Wo Sommersprossen verbessernd und wirkungsvoll auftreten konnten, dort waren sie — unaufdringliche reizende Sommersprossen. Zum Beispiel, die eine entzückende auf der äußersten Nasenspitze . . . Während Mike sie so stumm betrachtete, wogten allerlei unklare Gefühle unter seiner Weste auf und ab. Nie, noch nie hatte er ein solches Mädchen gesehen!

Was sie betraf, so sah sie einen großen, mageren, sehnigen und abgebrannten jungen Mann in grauem Anzug vor sich. Er hatte ehrliche Augen, gute Zähne und lachte sie über das ganze Gesicht sehr verlegen an. Sie lächelte freundlich zurück.

„Kleines Biest!" sagte sie.

„Wie?" fragte Mike erschrocken.

„Das dort", und sie nickte in die Richtung, wo man Mr. Weinberg, die Krawatte unter dem Ohr, in eiligem Rückzug von seinem Waterloo sah.

„Hoffentlich wird er sich diese Lektion merken. Ich kenne diese Sorte. Danke jedenfalls sehr für die schneidige Hilfe. Guten Morgen." Sie nickte heiter und wandte sich zum gehen. Nachdem Mike einen Augenblick wie gelähmt verharrt hatte, sprang er ihr nach und sprudelte hervor:

„Ach bitte — warten Sie ein bißchen! Ich meine — in welche Richtung gehen Sie? Kann ich Sie nicht wohin führen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Oh nein, danke. Ich gehe nur zum Bahnhof."

„Nun, erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Sie hinbringe. Es liegt mir am Weg, und ihr kleiner Verehrer wartet wahrscheinlich vor dem Park mit einem Totschläger."

Sie zögerte — die Welt stand still!

„Es ist sehr freundlich von Ihnen", sagte sie endlich.

Mike sprang nach dem Auto und freute sich innig, daß dessen sportliche Bauart seine Hilfe beim Einsteigen dringend erheischte. Nachdem diese allzu kurze Förmlichkeit erledigt war, wandte das rote Ungeheuer und glitt den Hügel gegen die Stadt hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Basedow.

Kriminalgroteske von Jo Hanns Rösler.

Basedow schlürfte durch die Straßen.
Ein weiter Mantel umhüllte ihn.
Dämonisch schattete eine tiefe Mütze seine Augen.
Eine kurze, gebogene Pfeife drückte seinen Mundwinkel erdab.
So schlürfte Basedow, der gefürchtetste Detektiv aller Zeiten und Völker, durch die Straßen der Stadt.

*

Eine Litfaßsäule wuchs vor ihm auf.
Mit rotem Plakat.
„10 000 Dollar demjenigen, der den zweifachen Doppelmörder Sebastian Neuntöter ergreift! Signalement: große schlanke Figur, blondes Haar, blauer Anzug, gelbe Schuhe, braune Strümpfe, silbernes Zigarettenetui und Paß auf den Namen Neuntöter."
Basedow stand lange.
Saugte bedächtig an seiner kurzen, gebogenen Pfeife.
Nickte dreimal entschlossen mit dem Kopfe und riß dann das rote Plakat von der Säule, steckte es in die Tasche und begann die Jagd.

*

Ein Wagen lag quer über der Straße.
„Wir sind über einen Kirschkern ausgerutscht," jamderte der Kutscher.
Basedow besah den jetzo zerquetschten Kirschkern.
„Den kann nur Neuntöter gespuckt haben", durchfuhr es blitzschnell sein geübtes Hirn.
Ein siegessicheres Lächeln huschte über sein Gesicht.
„Ich bin ihm auf der Spur!" frohlockte er.

*

Der Wagen lag an einer Kreuzung.
Drei Straßen führten nach links.
Drei Straßen führten nach rechts.
Welcher Weg war wohl der neuntöterische?
Für Basedow gab es kein Zaudern.
Er malte in den Staub der sechs Straßen je eine Zahl.
Von eins bis sechs.
Dann zog er einen Würfel aus der Tasche, rollte ihn in der Hand und ließ ihn fallen.
Die Zahl fünf lag offen.
Also schlug Basedow den mit „fünf" bezeichneten Weg ein.

*

Er war noch nicht eine halbe Stunde gegangen, so traf er ein altes, blindes Weib, das selig lächelnd in einem Straßengraben lag und eine Dollarnote zärtlich streichelte.
„Worob bis du so froh, o Mütterchen?"
„Ein Mann ging vorüber und gab mir diesen Dollar."
„Solche Gaben geben nur finstere Verbrecher. Wie sah er aus?"
„Ich bin blind, Herr."
„Schade. Aber das nächste Mal mach' deine Augen besser auf", marschierte Basedow weiter fürbaß und seine Schritte wurden schneller, wußte er sich doch auf der richtigen Fährte.

*

In dem Gasthof „Zu den neun Grazien" machte er Halt.
Nebenbei sei bemerkt, daß der Gasthof vor Jahren „Zu den neun Akazien" hieß. Wind und Regen aber hatten die ersten Buchstaben verwittert und der inzwischen dreimal neue Besitzer ergänzte sie bei Renovierung sinngemäß. Es handelt sich also nicht um einen dummen Witz des Berichterstatters, sondern dieser Gasthof liegt tatsächlich noch heute im Detachement Detroit.
„Nomen est omen", kam Basedow seine Bildung zugute, und er bestellte sich ein Glas Milch.
Der dicke Wirt brachte es.
„Sie sind seit drei Tagen der erste Gast", klagte er über die Zeiten, „es war lange kein Mensch bei mir."
„So? Kein Mensch? Dann war es Neuntöter", schlug Basedow den Nagel auf den Kopf, „wieviel hat er dir für dein Schweigen bezahlt, schurkischer Komplice? So sprich, komplizierter Schurke!"
„Wenn Sie krakeelen wollen, scheren Sie sich weiter."
„Zittere", erhob sich jetzt Basedow in voller Größe, und sein weiter Mantel wallte, „ich bin Basedow, der Meisterdetektiv, und Sebastian Neuntöter auf den Fersen. Wie heißen Sie?"
„Sebastian."
„Ah!" unterbrach ihn der Detektiv triumphierend.
„Nichts ah. Sebastian Sirocco heiße ich."
„Das tut nichts. Sie heißen Sebastian und damit basta."
Basedow zog das rote Plakat aus der Tasche.
„Sind Sie groß und schlank?" fragte er streng.
„Nein, Herr. Klein und dick."
„Kann Verstellung sein. Weiter. Blondes Haar?"
„Schwarzes Haar, Herr?"
„Kann gefärbt sein. Haben Sie einen blauen Anzug?"
„Nein, Herr."
„Gelbe Schuhe? Braune Strümpfe?"
„Nein, Herr."
„Silbernes Zigarettenetui und Paß auf den Namen Neuntöter?"
„Nein, Herr."
„Stimmt. Sie sind es. Sie haben haargenau das nicht, was auf dem Signalement steht. Kein Zweifel möglich. Lauter Indizien. Außerdem heißen Sie Sebastian. Sie sind verhaftet."
Dem dicken Wirt wurde die Sache zu dumm.
Er trat drei Schritte zurück.
Drückte auf einen Knopf.
Eine Falltür öffnete sich.
Basedow warf die Hände in die Höhe und stürzte, mit einem wuchtigen Fluch auf den Lippen, in die Tiefe.

*

Basedow fiel weich.
Er kam auf eine Matratze zu liegen, die der Wirt für betrunkene und streitsüchtige Gäste unter der Falltür aufgestellt hatte. Neben einem Luftschacht. Aber es lag noch einer auf der Matratze.
Ein großer, fremder Mann. Er schlief.
„Entschuldigen Sie schon, Herr Nachbar," tupfte ihm der Detektiv auf den Rücken, „ich bin der Basedow. Mit wem habe ich das Vergnügen?"
„Sebastian Neuntöter, falls Sie schon von mir gehört haben."
Auf sprang Basedow.
Suchte nach einer Waffe.
Vergeblich.
Er mußte sie reineweg daheim vergessen haben.
„Herr!" schrie er trotzdem mutig. „Hände hoch oder ich schieße!"
Und er zückte in der Dämmerung eine Zigarre und hielt sie dem Doppelmörder vor die Brust.
Sebastian Neuntöter, vollkommen verblüfft vor so viel Dummheit, ergab sich. Hielt seine gekreuzten Hände hin.
„Einen Augenblick," suchte der Detektiv wieder vergeblich, „haben Sie vielleicht ein bissel Bindfaden bei sich?"
Sebastian griff in die Tasche und brachte ein altes Drahtseil zum Vorschein. Dabei fielen drei Trommelrevolver, vier Bomben und zwei Messer zu Boden.
Basedow nahm das Seil ,band den Verbrecher, führte ihn in wohlwollendem Gespräch in das Gefängnis und sein Ruhm war wieder um einen neuen, schweren Fall vermehrt.

Diamantenfieber in Brasilien.

Der Aufstand der Zwölftausend. — Unter den Schlangen und Indianern der Dschungel.

Von H. Hesse-Newyork.

Zerlumpt und halb verhungert, doch gut bewaffnet, arbeiten sich fünftausend gesetzlose Abenteurer ihren Weg durch die brasilianische Dschungel — auf der Jagd nach Diamanten. Spiel, Tanz und Trinken sind ihre einzige Erholung. Ihr einziges Gesetz ist — der Sechsläufige. Ein modernes Dorado im Herzen des brasilianischen Dschungels ist ihr Ziel, und hinter diesem Diamantenfieber „liegt eine Kette von Strapazen, Abenteuern und blutigen Fehden, die in mancher Hinsicht packender sind als die Berichte aus Kimberley, Klondike oder aus dem Kalifornien von 1849", sagt Francis Gow Smith in der „Newyork Herald Tribune".
Dieses neue Diamantenfieber wurde indirekt durch einen Aufstand von 12 000 Peons im Bezirk Rio das Garcas erzeugt. Arbeiter flohen vor diesen wütenden Haufen durch die Dschungel zum Araguaya-Fluß, wo einer der Flüchtlinge sozusagen über einen Diamanten stolperte. Man suchte und fand noch mehr.
Da die Leute keine Vorräte hatten, sahen sie sich bald gezwungen, zur Zivilisation zurückzukehren. Bemühungen, ihr Geheimnis zu bewahren, waren erfolglos. Das Gerücht ihres Fundes flog wie ein Lauffeuer durchs Ausland. Ein dreißigkarätiger, purpurschwarzer Diamant von hohem Glanz — der einzige Stein dieser Art in der ganzen Welt — sollte sich im Flusse gefunden haben. Und schon machten sich Tausende auf den langen Marsch nach dem Araguaya.
„Wo einige Wochen zuvor nichts als die dichte Dschungel sich befand, ist nun fast über Nacht ein geschäftiges Dorf entstanden", berichtet Smith, der kürzlich von einer Expedi-

tion zur Erforschung der Indianer Brasiliens zurückkehrte. „Jeder Tag bringt weitere Dutzende von Diamantensuchern und -Händlern, alle abgespannt von dem Marsch von tausend Meilen nach diesem neuen Dorado. Jeder Morgen findet dieses wie ein Pilz aus der Erde schießende Dorf größer, und jeden Abend strömt eine größere Menge nach der Tanzhalle und der Spielhölle. Das ist Lageado, die Stadt des Diamantenfiebers.

Nach Süden und Osten sind es dreihundert Meilen bis zur nächsten Siedlung, von wo die Händler ihre Ware mit dem Ochsenkarren herbringen. Nach Norden und Westen ist nichts als unerforschte Wildnis, wo kriegerische Indianer ihre Pfeilspitzen vergiften und die getrockneten Köpfe der Feinde als Trophäe in ihrer Hütte aufbewahren.

Die Hütten Lageados liegen zu beiden Seiten einer breiten, mit Gras bewachsenen „Straße". Die Wände setzen sich aus roh behauenen, dünnen Baumpfählen zusammen, die aufrecht in den Boden getrieben und mit Lehm verschmiert werden. Das Dach ist mit Gras gedeckt. Der Fußboden besteht aus gestampftem Lehm, das Mobiliar aus einer Hängematte und einem Holzklotz.

Sie bilden eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, diese „Garimpeiros", die Diamantensucher, die ihren Weg durch das dichte, tropische Dickicht bahnen. Neger, Indianer, Weiße und Halbweiße wandern in kleinen Gruppen. Zerrissene Hosen sind ihre ganze Kleidung, außer den selbstverfertigten Sandalen, die aus einem Stück Rindleder geschnitten und mit Lederriemen um den Knöchel befestigt sind.

Jeder trägt ein gut geöltes Gewehr, denn sie müssen sich hauptsächlich im Lande verproviantieren. Die einzigen Vorräte, die sie auf diesem Marsche von tausend Meilen zu den Diamantenfeldern mitnehmen, sind ein paar in der Sonne getrocknete Streifen Rindfleisch und Dörrobst, aus dem ein anregendes Getränk bereitet wird, das den Wanderer tagelang bei geringer Nahrung auf den Beinen erhält.

So reich die Edelsteinschätze auch sein mögen und wie dieses neue Diamantenfeld auch immer ausfallen mag, das eine steht fest — am Ende der trockenen Jahreszeit werden die Diamantensucher fast ebenso arm fort gehen, wie sie gekommen sind.

Die Diamantenhändler, welche die gefundenen Edelsteine im Herbst aufkaufen, reisen zu Pferde oder auf dem Maulesel, manche auch im Kleinauto, auf Straßen, die nur aus einer Wagenspur bestehen. Flüsse werden auf Brücken überschritten, die einfach aus zwei Baumstämmen bestehen. Sie sind so behauen, daß die Räder hinein passen.

Türken, Armenier, Schweizer, Deutsche, Spanier, Portugiesen, Holländer, Belgier — die Händler sind eine rauhe, hartgesottene Bande. Sie tragen breite Sombreros, scheckige Hemden und lange Stiefel. Beim Reiten liegt das Gewehr auf ihren Knien, und Pistolen stecken ihnen im Gürtel. Über die rechte Schulter hängt ein Ledersack für die Diamanten. Diese bunten Scharen drängen sich in Lageado am Araguaya zusammen."

„In Lageado wiederholt sich die Geschichte Cassununggas", sagt Smith, „doch in erstaunlicherem Maßstabe. Vor zwei Jahren hatte Cassununga seinen großen Tag. Damals bildete es den Schauplatz eines anderen tropischen Diamantenfiebers. Gerade als dieser Rausch grassierte, war ich dort, und die Bilder, die ich sah, wiederholen sich heute in Lageado.

Cassununga befand sich gerade im Entstehen, als ich auf einem Maultier hinein ritt. Auf einer mit Gras bewachsenen Lichtung standen ein paar halbfertige Hütten. Nur eine größere Behausung war vollständig ausgebaut, — die Tanzhalle. Einige Händler hatten sich versammelt, sonst erschien die „Stadt" wie ausgestorben. Als ich jedoch an den Fluß kam, sah ich die ganze Bevölkerung der neuen Dschungel-Metropolis in fieberhafter Tätigkeit. Am Ufer und tief im Wasser suchte alles nach Diamanten. Ein reiches Lager war entdeckt, und jeder Abenteurer wollte nun seinen Anteil so schnell wie möglich erraffen. Die meisten wateten bis zu den Hüften im Wasser. Hier und da waren die Knäuel der Suchenden dicker als sonst — es handelte sich augenscheinlich um die Stellen, wo man glückliche Funde gemacht hatte, und die anderen drängten sich nun so nahe heran, wie sie es nach Recht und Sitte durften.

Sie schaufelten den Kies in runde, flache, hölzerne Gefäße von fast einem Meter Durchmesser. Auf dem Wasser schwimmend, wurden diese so schnell gedreht, daß der wertlose Grund an den äußeren Rand geriet, von wo er mit der Hand ins Wasser zurück geworfen wurde. Waren Diamanten vorhanden, so blieben sie in der Mitte des Gefäßes liegen — kleine, unansehnliche Steine von unregelmäßiger Form und matter Farbe, zuweilen mit einem grünlichblauen Überzuge, der erst fortgebrannt werden muß, bevor man sie schleifen kann.

Während ich das Bild beobachtete, krabbelte eine aufgeregte Gestalt ans Ufer. Der Mann war nackt bis zur Hüfte. Seine zerrissenen Hosen trieften. Unter einem verbeulten Filzhut hing ihm das ungekämmte Haar über die glänzenden Augen. Er hatte einen dicken Diamanten von vielleicht zehn Karat gefunden. Der Stein würde alle seine Schulden vom vorigen Jahre decken und ihn reich machen — wenn er nicht, wie es wahrscheinlich war, sein Vermögen während der nächsten Nacht in der Tanzhalle verspielte.

Beim Dunkelwerden kam der Rest der Schar vom Flusse. Rauchende Feuer flammten rings in der Lichtung auf — die Männer kochten sich magere Suppen aus Bohnen und Reis, trockneten ihre nassen Hosen und zogen ein Hemd an.

Nach einer Stunde bereits ging ein Teil der Diamantensucher in die Tanzhalle. Das Innere war von denkbar urwüchsigen Lampen erleuchtet — mit dem Öl der Kastorbohne gefüllte Teller, über deren Rand ein grober Baumwolldocht matt flatternd hing. An den Wänden ringsum standen rauhe Tische, an denen Frauenzimmer mit bärtigen Diamantensuchern tranken. Auf zwei Holzklötzen in der Ecke saß das Orchester. Der eine Musiker spielte auf einer selbstverfertigten Gitarre, der andere auf einer Ziehharmonika. Seltsam zusammengewürfelte Paare tanzten auf dem festgestampften Lehmboden in der Mitte des Raumes. Die Mädchen trugen bunte, schicke Kleider, doch ihre Partner waren meistens barfuß oder trugen schwere Stiefel. Sie behielten den Sombrero beim Tanzen auf, und die Pistolen im Gürtel verliehen der Sache etwas Unheimliches."

Die Natur hat viele Gefahren für den Diamantensucher in Bereitschaft. Er kann in einen Wirbel geraten und in die Tiefe gerissen werden, im Fließsand versinken oder gegen die Felsen der Stromschnelle geschleudert werden. Er muß die beständige Qual der Stechmücken aushalten. Der Araguay wimmelt von Piranha-Fischen, die dem Watenden Stücke aus dem Schienbein nagen. Die Ufer sind voll giftiger Schlangen. Besonders gefürchtet ist die Sucuru, ein zwanzig Fuß langes Reptil, das einen Mann wie eine Eierschale zerdrückt.

Bunte Chronik



*** Das Standesgericht der Verbrecher.** T. O. T. ist die Abkürzung für das englische „Try Our Traitors", das heißt „Gericht über unsere Verräter". Dieses ist keine amtliche Einrichtung, sondern von der edlen Zunft der Schwer- und Leichtverbrecher selber gebildet worden, um diejenigen Mitglieder der Gauner- und Verbrecherwelt zu bestrafen, die sich nach den selbstgeschaffenen Gesetzen des T. O. T. eines Vergehens schuldig gemacht haben. Die Strafen bestehen in Degradation — die Verbrecher haben auch Standesehre! — oder im Verbot jedweder Tätigkeit. So wurde beispielsweise ein Einbrecher, der gemeinsam mit einem anderen einen Einbruch verübte und einen Diamantenring für sich behielt, zu „elf Monaten Taschendieb" verknackt. Wer mehrmals gegen die ungeschriebenen Gesetze der „Unterwelt" verstoßen hat und zum Verräter wurde, dem wird über dem Ellbogen ein schmaler Streifen Haut rund um den Arm herausgeschnitten. Das ist schlimmer als ein Kainszeichen! Keine Verbrecherbande nimmt den Ausgestoßenen auf. Die Londoner Polizei fand kurz hintereinander zwei Männer, die sich ertränkt hatten. Beiden war ein schmaler Streifen Haut über dem Ellbogen herausgeschnitten! T. O. T. ist unerbittlich. Wehe dem, der sich dem Urteilsspruch des T. O. T. entziehen wollte! Alle „besseren" Verbrecher sind international organisiert, sie verfügen über besondere Fachkenntnisse, daher werden Verräter, wie es bei den zwei „Selbstmördern" anscheinend geschehen, im Bedarfsfall gewaltsam beseitigt.

Lustige Rundschau



*** Entschuldigung.** „Du warst doch gestern nicht in der Schule, warum hast du mir keinen Entschuldigungszettel mitgebracht?" — „Den bringe ich morgen mit, Herr Lehrer, mein Vater wußte noch nicht, was er schreiben sollte."

*

*** Kein Wunder.** Kiff ist kein Apollo. Kiff ist häßlich wie die Nacht. Kiff erzählt seinem Freunde: „Fabelhaft! Gestern war ich im Zoo und habe keinen Eintritt zu bezahlen brauchen." — „Das wundert mich nicht; mich wundert nur, daß sie dich wieder 'rausgelassen haben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.